



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur.

Eine der gediegensten Schriften über österreichische Zustände sind die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur von Dr. Adolf Wiesner (Stuttgart, bei Adolf Krabbe). Der Titel ist keineswegs erschöpfend für die inhaltreiche Schrift, in der ein geschichtlicher und belehrender Stoff aufgehäuft ist, zu dem der Verfasser nur durch jahrelangen eisernen Fleiß und Studien gelangen konnte. Unter Denkwürdigkeiten vermuthet man allenfalls Anecdoten, Erlebnisse aus der an Scandalen so reichen Tagesgeschichte einer der finstersten Censurbehörden unserer Zeit. Aber der Verfasser gibt Höheres und Wichtigeres. In der ersten Hälfte seines Werkes gibt er eine aus Quellen geschöpfte Geschichte der Censur in Oesterreich von dem Beginne der Reformation bis auf Joseph II. und von da ab durch die Reactionsepoche bis auf unsere Zeit. Was dieser Abtheilung des Buches, außer dem vielen Neuen und klar Uebersichtlichen, das es enthält, noch einen allgemeinen Werth gibt, ist der stete organische Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland, die reichen Parallelen zwischen dies- und jenseits der schwarzgelben Schranken, die fast auf jeder Seite zu finden sind, und die das Buch nicht bloß zu einem specifisch österreichischen, sondern zu einem der Gesamtgeschichte deutscher Preßverhältnisse angehörigen machen. Die zweite Hälfte hingegen tritt aus dem Bereiche der Geschichtschreibung heraus und schildert die bestehende Gesetzgebung, Einrichtung und Handhabung des österreichischen Censurwesens, eine Zusammenstellung sämtlicher Verordnungen, Bräuche, Mißbräuche, Willkürlichkeiten, Tracasserien und Rechtsverletzungen, denen der Schriftsteller, der Buchhändler und das Publicum in Oesterreich ausgesetzt sind, sobald es Nahrung für seinen Geist sucht. Eine solche Uebersicht, eine so prägnante und organische Zusammenstellung der Einzelheiten hat bisher vollständig gefehlt, und nicht bloß der Nichtösterreicher, sondern 19 Zwanzigstel der Oesterreicher selbst erfahren aus diesem Buche Dinge, die bei der Heimlichkeit unseres Amtswesens, bei der Zerstretheit der einzelnen Gesetze und Zusätze, bei den Mysterien der Polizeiinstructionen, ihnen bisher ganz unbekannt geblieben sind. Wollten wir uns auf Details einlassen, so geriethen wir in die Gefahr, das ganze Buch abzuschreiben. Hier heißt es: Greift nur hinein ins düstre Censurleben und wo ihrs faßt, da ist es interessant! Interessant, wie einer jener großen Prozesse, die der Bitaval uns schildert, interessant wie das Hospital der Geisteskranken, interessant wie ein herzerreißendes Trauerspiel, dem der versöhnende Schluß fehlt. Dennoch hat der Verfasser sich möglichst frei von Leidenschaftlichkeit, möglichst objectiv zu halten ge-

sucht, und nur selten bricht die Bitterkeit seines Gefühls durch, bei dem Anblick dieser herrlichen geistigen Kräfte, an denen Oesterreich so reich ist und die systematisch zerstört werden. Mit Ausnahme solcher einzelnen Durchbrüche, die jeder billig Denkende, der von dem Geschichtschreiber nicht verlangt, daß er eine Mumie ohne Blut und Empfindung sein soll, gerne hinnehmen wird, ist das Buch mit großer Ruhe geschrieben. Der Verfasser gehört jener Art von österreichischer Opposition an, welche in der Presse von den Grenzboten repräsentirt wird, zu jenen Männern, die nicht zur Auflösung, sondern zur Befestigung Oesterreichs, nicht zur Schmach, sondern zur Rettung der Ehre ihres Vaterlandes auf eine Aenderung des Systems dringen, deren Widerspruch aus Liebe und nicht aus Haß entspringt, die an Oesterreich nur den Maßstab anlegen, den Oesterreich erträgt. Männer, die ihr Volk kennen, und nicht mit Vorurtheilen und Abstraktionen gegen dasselbe zu Felde ziehen und mit doctrinärem Fanatismus ihm Dinge zumuthen, die keine Wurzel in seinem Character haben.

Man sollte denken, daß ein solches Buch, welches aus dem Gefühl des reinsten Patriotismus und der Anhänglichkeit entstanden ist, ein Werk, das wegen seines ernsten Tones und seines durchaus wissenschaftlichen Inhaltes nur der Elite der Bildungselassen zugänglich ist, von der öster. Censurbehörde mit Billigkeit behandelt werden würde. Schon aus Ehrgefühl, aus Delicatesse, hätte die Censur dieses Buch passiren lassen müssen, damit sie nicht als Richter in ihrer eigenen Sache erschiene; wenigstens finden wir in deutschen Blättern tagtäglich die Censur bekämpft und sogar heftige Ausfälle gegen die Censoren selbst. Um so charakteristischer ist das Botum, welches die Wiener Censur über Wiesners Denkwürdigkeiten abgegeben hat. Der erste Censor des Buches (bekanntlich wird ein Buch einem oder gar mehreren Censoren zur Begutachtung gegeben, ehe die Censurhofstelle ihr definitives Botum abgibt) war ein Herr von Keler, ein Salinenbeamter, und Folgendes ist der Censurbeschluß in wörtlicher Abschrift:

„Mit den gehässigsten Farben schildert der Verfasser das Entstehen der Censur, ihre Freiheit unter Kaiser Joseph und ihr Zurückdrängen seit seinem Tode; dies der historische Theil Seite 275. Hierunter ist insbesondere der Abschnitt von Seite 213 bis 275 von näherer Beziehung, weil er die letzte Zeit und zum Theil die Gegenwart umfaßt. Von Seite 279 bis Ende wird nur über die Art und Weise, wie die Censurangelegenheiten in den österreichischen Staaten behandelt werden, mit aller Leidenschaftlichkeit losgezogen, doch kann es nicht befremden, von diesem Verfasser so beleidigende und entstellende Facta zu lesen, ich kann daher nur auf das damnatur antragen. Vide Seite 243, 266, 339, 349, 379.

Den 30. August 1847.

Keler.

Damnatur.

Den 3. September 1847.

Demel.

Herr Demel repräsentirt hier das definitive Botum der obersten Behörde. Was soll man nun sagen zu einer solchen Motivirung der Wiener Censoren? Kann über ein Buch, das die Censur-Behörde beleuchtet, diese in ihrer eigenen Sache ein Urtheil fällen? Nach österreichischem Gesetz nein! jedenfalls hätte eine höhere Instanz, etwa die Staatskanzlei, die persönlich im Buche nicht theilhaftig ist, ein Botum abgeben müssen. Herr von Keler ist notorisch kein wissenschaftlich gebildeter Mann und als Censor ist ihm der Hans Jörgel anvertraut. Wie kommt er nun plötzlich zum Richteramt über ein Buch, das historische Forschung und Entwicklung enthält? Wie sind die Worte zu rechtfertigen: „es befremdet nicht von diesem Verfasser“ warum diesem? weil er ein talentvolles mit Beifall aufgenommenes Trauerspiel im Hofburgtheater, oder weil

er vor drei Jahren ein österreichisch patriotisches Buch „russische Arithmetik“ gegen Herrn von Tangoborsky geschrieben hat? Freilich mußte er, weil er diese in redlichster Absicht geschriebene russische Arithmetik in Leipzig erscheinen ließ und nicht der Censur unterbreitet hatte, durch einen (im Rekurswege auf 24 Stunden herabgesetzten) Arrest büßen! Leidenschaftlich und gehässig aber ist das Buch nicht, weil es nur Thatfachen mit Aktenstücken authentisch belegt gibt. Was wird ein anderer Herr von Keler oder er selbst dazu sagen, wenn erst die „Censur-Memoiren“ erscheinen, die ein mit den Details österreichischen Censurleiden tief vertrauter Mann demnächst erscheinen läßt, eine Schrift, welche Charakteristiken und Biographien Wiener Censoren, vom Generalstab abwärts bis zum Gemeinen bringen werden?

## II.

### Neue Schriften über Rußland.

Es ist namentlich in der deutschen Presse, der man die Kunst nicht absprechen kann, auch wo sie donnert und blüht, im Sinn und zum Wohlgefallen ihrer Olympier zu blitzen, seit einiger Zeit allgemeine Sitte geworden, auf die Sittenlosigkeit des jungen Frankreich loszuziehen, und einen Staat den baldigen Untergang zu prophezeien, dessen erste Gesellschaft sich von Mord und Diebstahl mäktete. Und wenn man nun fragt, woraus ist dieses abscheuerregende Schauspiel zu erklären? so kann man in demselben Augenblick die Antwort erwarten: natürlich aus dem System des Materialismus, das alle höhere sittlichen Interessen zurückdrängt, und nur der schöndesten Selbstsucht Raum läßt, einer Selbstsucht, die durch kein Ehrgefühl mehr gezügelt, auch das Gesetz zu ihrem Spielzeug entwürdigt. Und dieses System beruht theils auf der Herrschaft der Bourgeoise, des Mittelstandes, der die beiden sittlichen Classen des Volks, den Adel und den Pöbel unterdrückt, theils in der constitutionellen Verfassung, die, weil sie selber eine Fiction ist, alle sittlichen Mächte zu Fiktionen herabsetzt!

Es ist daher heilsam für die Selbsterkenntniß der guten Presse, und für ihre Objectivität in Auffassung des Factischen, daß man sie hin und wieder auf die sittlichen Zustände eines Volkes aufmerksam macht, das der Fluch der constitutionellen Verfassung noch nicht getroffen hat, und in dem die entmenschte Classe der Bourgeoise noch nicht das Ruder führt. So möchten wir diesen modernen Franzosenfressern ein Büchlein empfehlen, daß ein Russe, ein Sohn dieses naturwüchsigen Paradieses, welches noch frei ist von den Fiktionen des Liberalismus, geschrieben hat. (Lebende Bilder und Charaktergemälde aus dem Russenreich. Von Swan Golowin. N. d. Fr. von R. Binder. 1847. Leipzig, Kori.) Es ist wahr, der Verfasser ist ein Flüchtling, ein Freund seines Vaterlandes, und hat Grund, es zu hassen, aber er führt diese Gründe an; es ist wahr, die Form seiner Erzählungen ist die novellistische, und man könnte sie ebenso für Fiktionen ausgeben, als die Verheißungen eines Papiers, das reine Wahrheit sein sollte; aber wenn Golowin irgend eine Greuelthat erzählt, so versäumt er nie, Parallelen dazu aus den wirklichen Verhältnissen des Landes einzuführen. Nirgend zeigen sich Spuren von geistiger Ueberlegenheit, von tieferem Nachdenken, aber was er berichtet, erfordert zu seiner Beurtheilung nicht Geist, nicht Nachdenken; handgreiflich drängt es sich auf.

Guter Himmel, was ist das für eine Welt, in die wir versetzt werden? Eine greuliche Mischung von Schmutz und Blut, mit einer leichten Staubhülle überdeckt, die jeder Windstoß lichtet. Auch in andern Ländern kommen schreckliche Thaten vor, aber

der Arm des Gesetzes ist da, die beleidigte Menschheit zu rächen; hier greift das Gesetz nur zu, wenn die Laune oder das Interesse des Herrschers es für angemessen hält; oder das Abscheulichste geschieht geradezu von denen, die das Gesetz in Händen haben. Ich greife willkürlich Einzelnes heraus: Eine vornehme Dame, die für verunglückte Polen sammelt, in das Bureau des Chefs der Polizei citirt, dort ohne weiteres Verhör entkleidet und mit Ruthen gezüchtigt; die Tochter eines französischen Generals von einem russischen Beamten adoptirt, von demselben, da er sich ihres Vermögens bemächtigen will, zur Leibeigenen gemacht, als sie sich widersezt, in einem öffentlichen Hause geknüttet und nach Sibirien geschleppt; und diese That wird bekannt und bleibt unbestraft, weil das Interesse der Obern hier Hand in Hand mit dem des Verbrechers geht; in London und Paris von Seiten des russischen Gouvernements Espione besoldet, die durch alle möglichen Mittel den Ausgewanderten beizukommen, sie in ihrem Ruf oder auch in ihren Vermögensverhältnissen zu ruiniren suchen; Verwandte, die um einer Erbschaft willen ihre Better in phantastische Verschwörungen verwickeln u. s. w.

Golowin ist ein Altruffe; er haßt die Deutschen, und es ist zum Theil der Groll gegen deutsche Minister, der ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hat. Die Deutschen finden sich überall zurecht; in einer andern Schrift, die uns vorliegt (Die Deutschen in Rußland. Eine patriotische Zeitskizze von Dr. Wimmer. 1847. Leipzig, Teubner) sind die Verhältnisse der zweiten Hauptstadt des Landes vom deutschen Standpunkt beleuchtet. Der Verfasser ist vor Kurzem nach mehrjährigem Aufenthalt in Moskau, wo er als Lehrer fungirt hat, nach Deutschland zurückgekehrt, und übergibt uns in dieser kleinen Schrift die Resultate seiner Beobachtungen und Erfahrungen. Dieselben zerfallen in zwei Abschnitte, das Geschäftsleben und das Gesellschaftsleben. Im ersten nimmt Wimmer — der übrigens Hegelianer ist — die Zustände der deutschen Handwerker in Moskau durch, so weit sie ein Interesse für Deutschland haben, indem er mit der omniösen Zweideutigkeit anfängt: Industrieritter sind wohl alle Deutsche in Rußland. Am ausführlichsten wird der Lehrerstand besprochen, zu dem der Verfasser selbst gehört; es ergibt sich, daß der seiner Würde nach am niedrigsten zu stellende Theil desselben, die Privatlehrer, lucrativ am besten berathen sind wenn auch ihre sonstige Position, als anständige Bediente, nichts Beneidenswerthes enthält. Aber so ist es ja überall. Die angestellten Lehrer an den höhern Schulen und Universitäten unterscheiden sich nun freilich wesentlich von den unsern; sie haben weniger zu thun, sie haben weniger Einfluß auf die Jugend, denn die eigentliche Disciplin ist in den Händen militärischer Vorgesetzter, und sie sind in keiner Beziehung von dem betheiligten Publikum, sondern nur von ihren Obern abhängig. In Allgemeinen wird nach dem Urtheil des Verfassers in den russischen Gymnasien viel gethan und wenig geleistet. Von der ehrenvollen Stellung, die bei uns die Lehrer an den Hochschulen einnehmen, ist dort nicht die Rede; der Gehalt eines ordentlichen Professors, 1500 Thlr., ist nach dem dortigen Geldwerthe unbedeutend, weil die Collegia frei sind.

Die Gesellschaft theilt der Verfasser in gute (d. h. vornehme) und schlechte; sich selbst rechnet er zu den letztern; über die erste, die er nicht kennt, radotirt er mehr, als daß er sie schilderte; was die zweite betrifft, so scheint der Unterschied, d. h. der Deutschen in Moskau, von unserm Ton nicht so erheblich zu sein.

Ich muß noch bemerken, daß der Styl des Verfassers geziert ist, und daß die Hälfte seiner kleinen Schrift aus Wigen, Wortspielen, classischen und unclassischen Citaten, und philosophisch sein sollenden Raisonnement besteht.

Anspruchsvoller kündigt sich die dritte Schrift an. (G e h e i m g e s c h i c h t e v o n R u ß -

land unter der Herrschaft der N. Alexander und Nicolaus, mit besonderer Berücksichtigung der Krisis im Jahr 1825. Aus dem Französischen von N. Binder. 1847. Leipzig, Kori.) Sie hat zum Motto: *Propheta*, das ist: *Thue dich auf!* und man sollte daher erwarten, über jene Zeit etwas wesentliches Neues zu erfahren. Das ist nun freilich nur in beschränktem Maaße der Fall. Der Verfasser gibt zuerst eine überflüssige Uebersicht der ältern Geschichte Rußlands, und geht dann auf die Regierung Alexander's über, der ebenso wie sein Bruder und Nachfolger als ein Heros des Geistes und Gemüths erscheint. Es ist in der ganzen Darstellung die offenbare Tendenz, alles Anstößige zu bemänteln, die Fürsten rein im Licht des Privatlebens zu zeichnen, und wenn sie hier sich liebenswürdig betragen, über die sonstige Regententhätigkeit ziemlich leicht hinwegzugehen. Alexander's chevaleresk-phantastische Idee, so wie die Schwermuth, die sich in den letzten Jahren seines Geistes bemächtigte, wahrscheinlich zurückgetretene Gewissensbisse über den Mord seines Vaters, sind allgemein bekannt; doch wird die letztere mit besonderer Ausführlichkeit geschildert; der Verfasser begleitet den Kaiser auf seinen Reisen, und stattet über seine Empfindungen von Station zu Station Bericht ab. Auch die Erzählung von dem brüderlichen Wettstreit zwischen Constantin und Nicolaus, dem Thron zu entsagen, bietet nichts Neues. Dagegen scheint der Verfasser ziemlich genau in die Geheimnisse jener merkwürdigen Verschwörung eingeweiht zu sein, durch welche die Phantasie junger Edelleute mit einem *coup de main* das Land ewiger Barbarei zu einem freien und civilisirten umgestalten wollte. Uns sind schon mehrere Darstellungen dieser wunderbaren Periode bekannt, doch würden wir der vorliegenden ihrer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit wegen den Vorzug geben. Trotz des Unreifeu und Phantastischen, welches in jener abenteuerlichen Verschwörung lag, gewinnen uns doch einige der Theilhaber ihres hochherzigen Muthes und ihrer edlen Gesinnung wegen menschliches Interesse ab. — Ueber das Folgende, die gesellschaftliche Entwicklung Rußlands in den ersten Jahren der gegenwärtigen Regierung, können wir nicht vollständig urtheilen, da er uns erst theilweise vorliegt; doch scheint er mit großer Sachkenntniß geschrieben zu sein. In dem letzten (4r.) Bande werden uns wichtige Documente und kritische Untersuchungen über einzelne Details der russischen Geschichte versprochen, und die Inhaltsanzeige läßt wenigstens in diesen Beilagen Interessantes erwarten, als der Text selbst gibt.

### III.

#### Aus Paris.

Der Spektakel an der Rue St. Honorée. — Volksscenen in Versailles. — Die Polizei. — Aenderung im System. — Guizot und Preußen. — Die Rathschläge des Journal des Débats.

In der Straße St. Honorée, einer der belebtesten und gewerbreichsten der Stadt, ganz nahe am Palais royal, hatte ein Schustermeister seinem Gesellen 10 Sous von dem verabredeten Lohn für eine Arbeit abgezogen, weil die Arbeit schlecht war oder wenigstens der Meister dies behauptete. Ein paar Freunde des Gesellen schlugen dem Meister die Fenster ein — und das wurde die Veranlassung zu einer Emeute, die sich acht Tage lang jeden Abend wiederholte. Tausende strömten hier zusammen, die Polizei mußte einschreiten, um die Durchfuhr in diesem gangbaren Stadttheile offen zu halten. Es kam zu Widersetzlichkeiten von Seiten des Volks, zu Mißhandlungen von Seiten der Polizei, und Beides gab der Emeute alle Tage mehr Bedeutung, bis die Polizei am Ende ausblieb, und so Alles halbwegs wieder in Ordnung kam. Die Sache

hat nur deswegen eine Bedeutung, weil sie eigentlich ohne alle Bedeutung war, und dennoch acht Tage lang den belebtesten Stadttheil von Paris in Angst und Aufruhr setzte. Man täusche sich nicht über solche Zeichen der Zeit; sie bekunden eine tiefe Unbehaglichkeit, ein Gedanke an die Möglichkeit, daß aus der kleinsten Ursache bei der jetzt herrschenden Stimmung die größten Ereignisse hervorgehen können. Wir behaupten deswegen nicht, daß solche Ereignisse bevorstehen, wir behaupten nur, daß sie uns möglich scheinen; und die achttägige Emeute der Rue St. Honorée beweist, daß viele Leute so denken wie wir.

Am vorigen Sonntage war Fest in Versailles. Ein Theil des Festes sollte gratis sein, ein Theil später 5 Fr. kosten. Als man versuchte, den Garten, in dem das bezahlte Fest stattfinden sollte, zu räumen, widersetzten sich die Leute, die nicht Lust oder nicht die Mittel hatten, 5 Fr. zu zahlen, und die königliche Schloßpolizei war nicht im Stande, diesen Widerstand zu beseitigen. Am Ende zog ein Feuerwerk die Bezahlenden und Nichtbezahlenden aus dem Verschlusse des Gartens in dem das Fünffranken-Fest stattfand, und als das Feuerwerk vorüber war, und die Tanzlustigen wieder zu ihren Polka's zurückkehren wollten, fanden sie die Zugänge geschlossen und mit Soldaten besetzt. Das führte dann, unter Anleitung der Heldin Mogadore, die es der Gräfin Lanzfeld nachmachen möchte, zu einem Sturme, einer Schlacht, einer Verwüstung des königlichen Gartens und einer Plünderung der Bagage (Paletots, Mäntel, Shawls &c.) der Fußtheilnehmer. Ein Crawl und sonst nichts — aber die Franzosen waren eine Zeit lang so aus der Gewohnheit gekommen, daß man jetzt sich ganz unbehaglich fragt: Was ist das? — wenn man die „Emeuten“ wieder bei der geringsten Veranlassung aus der Erde hervorschießen sieht. Genug, es gährt wieder, und vielleicht tiefer als je seit 1842.

Die Regierung selbst hat unverkennbar das Gefühl, daß es nicht mehr recht geheimer in Frankreich ist. Sehr viele ihrer Schritte und Maaßregeln bekunden dies so klar als möglich. Um vorerst nur von der Emeute der Rue St. Honorée zu sprechen, so war ihr Benehmen hier sehr bezeichnend. Bei allen frühern Emeuten bis zum Jahre 1843 trat die Regierung stets herausfordernd auf. Ihre „Affommeurs“ fielen ohne Rücksicht über alle Welt her, und je toller sie's trieben, desto besser. Führte dies zu einem wahren Kampfe, so war die Regierung stets ihres Sieges gewiß, und dieser Gewißheit schrieb man dann auch das herausfordernde Wesen der Polizei zu, ja man sah darin Absicht in Berechnung, um das Volk durch Entrüstung zum Kampfe zu treiben und im Kampfe einen neuen Sieg und neue Kraft zu finden. Als die Polizei am zweiten, dritten Tage in der Rue St. Honorée nothwendig wurde, benahm sie sich Anfangs grade so, wie sie sich bis 1836 stets benommen hatte, brutal und herausfordernd. Am vierten, fünften Tage steigerte die wiederkommende Gewohnheit diese Brutalität; was dann zu offenen Klagen selbst in der „Presse“ führte, und worauf unmittelbar an demselben Abende die Polizei der Schauplatz wird, und dann die Emeute von selbst sich wieder verliet. Wir loben die Regierung, daß die Klagen der Presse sie veranlaßte, der Polizei und ihren Agenten ein anderes Betragen vorzuschreiben. Aber der Gegensatz fällt uns auf, wenn wir bedenken, wie nutzlos von 1832—1836 solche Klagen stets waren. Sollen wir daraus schließen, daß die Regierung heute wohl fühlt, wie die Zeit vorüber ist, wo jede Emeute nothwendig zum Siege für sie, und dieser Sieg selbst zur Vermehrung ihrer Kraft führen mußte? Wir glauben es fast.

Aber nicht nur in Bezug auf die Emeute ändert sich nachgerade die Ansicht der Regierung. Sie war sehr lange taubstumm der öffentlichen Meinung gegenüber. Herr Grenzboten. III. 1847.

Guizot glaubte unpopulair sein heiße stark sein. In seiner Rede vor Lissius sprach er von Reformen; und dann verweigerte er diese Reformen wieder, weil man sie ihm „abringen“ wollte, und er es für eine Schwäche hielt, sich durch äußere Rücksichten, durch das Treiben und Drängen von Freund oder Feind lenken zu lassen. Noch vor kaum drei Monaten setzte er diesem nach und nach ziemlich allgemein werdenden Rufe nach Reformen ein einfaches und stolzes Rien! entgegen. Seit drei Wochen ungefähr hat nun aber in dieser Beziehung eine Art vollkommene Systemänderung statt gefunden. Wir glauben, die unheilvolle That des Herzogs v. Praslin und der unverkembare Eindruck, den dieselbe auf alle Gemüther machte, hat vielen Freunden der Regierung die Zunge gelöst, und dann der Regierung selbst Augen und Ohren geöffnet. Die That hat wie ein Blitz in dunkler Nacht die Verhältnisse Frankreichs auf einen Augenblick erleuchtet, und wir glauben, auch die Regierung hat dann gesehen, wie nahe sie an einem Abhange stand.

Wenigstens fällt die Systemänderung mit dem Morde der Herzogin v. Praslin zusammen. Von der Zeit an horcht die Regierung gewissermaßen auf die öffentliche Meinung. Die Anklagen wegen Corruption werden angenommen, untersucht, widerlegt oder bestraft; wo man sonst Schweigen und Ueberhren gleichsam zum Grundsatz gemacht hatte. Auch die Bahn der Reform hat die Regierung betreten, und zwar zuerst in Algier, wo nach den neuesten Anklagen die Corruption freilich am größten sein soll. So gar in Bezug auf die Parlamentsreform soll Herr Guizot gegenwärtig sich Herrn v. Reumusat in dem linken Centrum nähern. Genug, das System Rien! ist besiegt und aufgegeben.

Eine für uns unmittelbar bedeutende Seite dieser Systemänderung ist die Reformlust, die die gestrigen Anhänger des Rien heute Deutschland und Preußen gegenüber zeigen. Wir wollten, daß diese neuen Bundesgenossen Deutschland allen Nutzen bringen könnten, den die Verhältnisse zulassen. Es wäre gar nichts dagegen zu sagen, wenn das preußische Ministerium durch den Sporn, den ihm Herr Guizot mittelst des Journal des Débats in die Weichen setzt, etwas in Trab gerieth. Ja, bei Lichte besehen, sollte es dieser freundschaftliche Rath Herrn Guizot's in allem Ernste veranlassen, ihn zu befolgen, und zwar weil er am Ende doch nichts weniger als so freundschaftlich gemeint ist, sondern ziemlich sicher eine kleine Hinterlist deckt. Die französische Regierung het in Preußen höchst wahrscheinlich einer andern deutschen Regierung zur Liebe. Und darin liegt eine hohe Gefahr für Deutschland. Frankreich wird noch lange suchen, einen Theil Deutschlands für sich zu gewinnen und gegen den Andern zu führen. Die freisinnige Politik Herrn Guizot's und seines Blattes ist höchst wahrscheinlich Folge eines Gedankens dieser Art. Es ist ihr sicher nicht darum zu thun Preußen zu stärken, sondern zu schwächen. Sie hofft von der Regierung nicht, was sie von ihr fordert; sie erklärt gewisse Ansprüche der Stnde und des Volkes für gerecht und zeitgemäß, weil sie die Ueberzeugung het, daß die preußische Regierung diesen Ansprüchen nicht nachgeben werde. Indem sie nun diese Ansprüche stärkt, denkt sie die preußische Regierung zu schwächen. Und deswegen glauben wir, Herr v. Bodelschwing konnte dem tapfern Reiter, der ihm die Sporen einsetzt, keinen schlimmern Dienst erweisen, als wenn er wirklich seinen Schritt verdoppelte. Doch ist es nicht unsere Sache, hier Rath zu schaffen, wir sagen nur unsere Ansicht, zeigen nur die Triebfedern, wo wir sie zu sehen glauben.

Wer aber darüber noch in Zweifel hätte sein können, daß der freisinnige Rath der französischen Regierung und ihres Hauptorgans wahrhaftig nicht die Erstarkung Deutsch-

lands und Preußens im Auge hatte, der lese den gestrigen Artikel des Débats über die flämische Bewegung. Da wagen es die Deutschen — „Sympathien“ mit den flämischen Stammgenossen zu haben! Das französische Blatt ist ganz krebsroth vor Zorn. Und die preussische Regierung bekommt einen Text gelesen, wie ein ungehorsamer Schulbube, der dem Herrn Lehrer das Butterbrot gestohlen hat. Sie hat sich eine Menge Sünden zu Schulden kommen lassen, als da sind: der Zollverein, die Eisenbahn bis Antwerpen und das deutsch-flämische Sängerefest in Cöln. Als die Franzosen ganz Belgien einstecken wollten, war die Sache so einfach als möglich; seit die Deutschen wagen mit ihren „Brüdern“, den Flamländern zusammen zu handeln und zu singen, seit sie Freude daran finden, daß die Flamländer wieder lieber deutsch als französisch sprechen, ist die Welt in Gefahr ob der weitaussehenden „Eroberungspläne“ des preussischen Cabinets und des deutschen Volkes.

Wir sind der Redaction des Débats allen Dank schuldig, daß sie diese Ansichten nicht noch eine Weile versteckt, oder überhaupt vorerst unterdrückt hat. So unmittelbar hinter ihrem guten und freundschaftlichen Rath für Preußen muß diese offene Eiferfucht sicher den besten Erfolg haben. Und zwar den, uns zu belehren, daß von dieser Seite nicht viel Gutes für uns zu hoffen ist. Das will wie gesagt nicht heißen, daß deswegen der gute Rath schlecht war; im Gegentheile, er würde gut sein, wenn er befolgt würde. Er ist schlecht und perfide, wenn man zum Voraus darauf rechnete, daß er nicht befolgt werden wird oder kann: die Franzosen sind keine Feinde Deutschlands, aber sie sind so „practisch“, daß sie noch immer nicht begreifen, was und wo Deutschland ist. Es geht uns freilich oft nicht viel besser, aber grade deswegen müssen wir um so wachsammer sein. Wer eine feste Mauer um seinen Hof hat, kann ruhig schlafen; aber wo der Garten von allen Seiten offen steht, da ist es die Pflicht des Bauern stets nur auf Einem Ohr und mit Einem Auge zu schlafen, und „Diebe und Spitzbuben!“ zu rufen, wenn er auch noch nicht ganz gewiß ist, daß der Schatten, der da auf seinen Kirschbaum zu schleicht, die feste Absicht hat, die Kirschen zu stehlen. Das ist das Amt der deutschen Presse nach allen Grenzen hin, dem Auslande gegenüber.

I. — 9.

## IV.

## Aus Berlin.

Die Reise des Königs. — Zeitungsjuncturen. — Oesterreich und Italien. — Was die Alten können und was die Jungen. — Zweierlei Politik. — Oesterreich und Preußen.

Einige Personen aus dem Gefolge, welches den Prinz nach Italien begleitet hat, sind bereits wieder zurückgekehrt; sie gingen von München direct hierher, während der König von da ab sich nach dem Rhein wandte. Mancherlei interessante Notizen sind uns auf diesem Wege zu geflossen. Leider verbietet die Discretion die Wiedererzählung grade des am meisten Charakteristischen, ich meine der preussischen Erlebnisse in Oesterreich! Der König reiste mit Windeseile. Einen Tag blieb er in Bruck, wo der Erzherzog Johann ihn empfing, einen Tag in Adersbach, wo die Grotten besehen wurden, drei Tage in Venedig. Ueberall empfangen und begleiteten ihn die Gouverneure, trotz des „strengen“ Incognito's. Die Route, welche der König eingeschlagen hat, beweist am deutlichsten, daß diese ganze Fahrt eben nichts als eine Erholungsreise war, ein Diätmittel nach dem Recepte Meister Schönlein's. Wahrhaft kindisch sind die Conjecturen, welche hochweise Zeitungshistoriographen über diese Reise in die Welt setzen; so wie im vorigen Jahre und vor zwei Jahren dem Könige seine Reise nach Ischl, sein flüchtiger

Besuch in Königswart so ausgelegt wurde, als wollte er sich beim alten Fürsten Metternich Rath's erholen, behufs der zu gebenden Verfassung, so wird jetzt wieder gefabelt als wäre der Monarch nach Oesterreich gereist, um dort seine Vermittlung in den Wirren mit dem Papst anzubieten. Dieses „Anbieten“ ist köstlich, es beweist von der Kenntniß des diplomatischen Brauchs, welche die Zeitungs-correspondenten haben.

Die italienischen Provinzen Oesterreichs sind aufgeregt, das konnten unsere Reisenden auf jedem Schritte, den sie in Oesterreich thaten, beobachten; den Ausbruch dieser unter Asche glimmenden Funken zu verhüten, durch zeitgemäße Concessionen, dies ist es, was dem österreichischen Staate vor Allem Noth thut — die Differenz mit dem Papste ist im Vergleich zu der Bewegung, die sich von einem Ende Italiens bis zum andern vorbereitet, eine Nebensache, die sich durch eine oder die andere diplomatische Wendung und schöne Redensart leicht ausgleichen wird. Nicht so leicht aber wird es Oesterreich werden, die Geister zu beruhigen, die auf freie und nationale Entwicklung dringen. Der Einfluß des Wiener Cabinets ist in Italien allenthalben untergraben und selbst die österreichische Sekundogenitur, die in Florenz herrscht, hat sich gezwungen gesehen, dem Volkswillen nachzugeben.

Die Politik des österreichischen Cabinets, so klug und gewandt sie in diplomatischen Verhandlungen ist — und wir gestehen dem altersgrauen Staate es gerne zu, daß es uns Preußen hierin übertrifft — versteht doch eine Sache nicht, was eben ein Eigenthum der Jugend ist, was nicht Erfahrung, sondern das eigene Gefühl lehren muß, sie versteht nicht den Enthusiasmus der Völker zu lenken, zu gewinnen, zu würdigen. Weil Oesterreich nie aus einem Stücke bestanden, weil es immer nur eine Mosaik von Nationalitäten war, hat es nur Staatspolitik, aber nicht Nationalpolitik geleitet. Mit gutem Fug und ohne prahlerisch und berlinerisch gescholten zu werden, dürfen wir Preußen behaupten, daß man diese Politik bei uns viel besser versteht, eben weil wir der jüngere Staat sind, eben weil die Einheit des Nationalgefühls unser Stamm ist und unser Wachsthum befördert. Was man gegen die preussische Politik vom liberalen Standpunkte auch mit vollem Recht einzuwenden hat, die Erklärung der Rheinländer auf dem Landtage, wir wollen Deutsche, wir wollen Preußen sein, ist einer der schönsten Triumphe nicht grade der ministeriellen, aber der historischen, dynastischen Politik Preußens. Ihr sonst so gerechter, unparteiischer und geistvoller Correspondent „Neubölln“ hat sich in Ihrem letzten Hefte von Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen und hat über Preußens Stellung zur äußern Politik keineswegs ein unbefangenes Urtheil gefällt. Hat Preußen sich etwa durch ein Decret zur deutschen Großmacht aufgeworfen? Es ist eine solche geworden, durch Anerkennung von Außen, durch das Uebergewicht, das es in Deutschland zu erringen verstanden. Preußens diplomatischer Politik mag allerdings die Erfahrung, das Selbstvertrauen noch fehlen — und die leidige Krakauer Geschichte hat das unzweideutig bewiesen — aber die nationale Politik versteht es besser als mancher andere viel größere und ältere Staat, und wenn das Berliner Cabinet an diplomatischer Vorausberechnung und Geschäftsgewandtheit die Ueberlegenheit der Wiener Staatskanzlei anerkennen darf, so wäre es für die österreichische Politik dagegen sehr wohlthätig und für die Interessen des Kaiserhauses sehr heilsam, wenn sie von Preußen lernen würde den nationalen Drang, den geistigen Gährungsstoff des Volkes zu achten, zu erlauschen, und indem man ihn fördert und sich selbst in seine Mitte stellt, mit kräftiger Hand zu beherrschen.

† †.